Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 16 (1934)

Heft: 52

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 28. Dezember 1934. Erscheint jeden Freitag 16. Jahrgang. Nr. 52

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binder A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Die Initiative zur Totalrevision der Bundesverfassung
Plötzliche Erkenntnis
Sozialarbeiterin, Großindustrielle und schließlich leitende Finanzbeamtin
Das Recht auf Arbeit
Im Spiegel des Alltags
Was sagt die Leserin?
Heutiges Deutschland
Die Frau und der weibliche Arzt

Rückblick.

Die Schweiz im Jahre 1934.

Trotz der wirtschaftlichen Härte des vergangenen Jahres, in dem einzelne Erwerbsgruppen schwerer denn je um ihre Existenz kämpfen mußten und auch in den andern die Krise fortgesetzt ihre schweren Spuren grub, haben wir doch immer noch Grund zur Dankbarkeit. Von schweren politischen Erschütterungen, wie sie unsere Nachbarländer zum Teil erleben mußten, sind wir glücklich verschont geblieben und der Wille zum Zusammenstehen, zum Durchhalten, zur Wahrung unseres nationalen Bestandes und unserer nationalen Güter war trotz oft starker politischer Gegensätzlichkeit doch immer wieder deutlich spürbar und läßt uns an dem Weiterbestand unserer Schweiz in ihrer Sonderart und Sonderaufgabe noch nicht so rasch verzweifeln.

Das freilich: eine gewisse durch die Krise verursachte Nervosität und **politische Spannung** machte sich immer wieder bemerkbar. Wenn auch zunächst die Frontenbewegung wieder abzuflauen schien, so war dagegen im Ausland unter den dort lebenden Schweizern die Gründung von SA. und Faschistengruppen festzustellen, was die schweizerische Oeffentlichkeit zeitweise sehr beunruhigte. Aber auch daheim flammte die Bewegung da und dort wieder auf, wir erlebten faschistische Krawalle in Bellinzona und Lugano, in Töß und mehrmals in Zürich. In Genf häuften sich die Konfliktstoffe um das Regime Nicole. Die kürzliche Verwerfung des Steuererhebungsgesetzes hat dieses dann freilich stark erschüttert. Um von den Banken die nötigen Vorschüsse zu erhalten, mußte die Genfer Regierung mehrmals den Bundesrat um seine Vermittlung angehen. Allen Verhetzungen und Putschgefahren sollte dann das Staatsschutzgesetz vorbeugen, das jedoch am 11. März vom Volke verworfen wurde und leider den Rücktritt von Bundesrat Häberlin zur Folge hatte. Kaum war statt seiner Bundesrat Baumann von Herisau gewählt, mußte die Bundesversammlung die Demission Musy's entgegennehmen. Als sein Nachfolger wurde Bundesrat Etter von Zug gewählt.

Die **Gesetzgebung** des Jahres stand fast ausschließlich im Dienste der Krisenbekämpfung: Arbeitsbeschaffung und Krisenhilfe für die vielen Arbeitslosen, Stützung und Entschuldung der Landwirtschaft, Bestrebungen zur Förderung des Exportes beschäftigten Kommissionen und Räte. Die Kredithilfe für die notleidende Landwirtschaft erfordert allein 18 Millionen; hieher gehört auch der Ankauf des einheimischen Getreides zu 34 Fr. der Doppelzentner — weit über dem Weltmarktpreis — durch den Bund und die Bemühungen der Butterkonferenz, für 200 Wagen Butter die fehlenden Abnehmer zu finden. Der Zusammenbruch einiger Banken — wir erinnern nur an die Schweiz. Volksbank — bedrohte viele Existenzen und rief zum Schutze der Sparer dem Bankengesetz. Das durch lange Arbeit der Arbeitsbeschaffungskonferenz vorbereitete und vom Bundesrat im Oktober vorgelegte entsprechende Gesetz ist in der eben vergangenen Dezembersession glücklich unter Dach gekommen. Es sieht nun ein vom Bund, Kantonen und Gemeinden gemeinsam durchzuführendes Arbeitsbeschaffungsprogramm vor. Die schlimme Finanzlage der Bundesbahnen (1 Million Defizit jede Woche) erheischt eine energische Sanierung, für welche die kürzliche Annahme des Dringlichkeitsbeschlusses für vorläufige Maßnahmen die Einleitung bildet. Das Gesetz über die Verkehrsteilung zwischen Eisenbahn und Auto verfolgt den gleichen Zweck. Die Unsicherheit der politischen Weltlage zwingt auch uns zu erhöhter militärischer Bereitschaft, dafür soll das Gesetz über die Verlängerung der Rekrutenschulen sorgen.

Die vielen Aufgaben des Bundes belasten unser **Landesbudget** beängstigend. Die Sorgen kamen in den Reden von Bundesrat Schultheß — der ja nun leider zurücktreten wird — und Bundesrat Meyer stark zum Ausdruck. Ihr Leitmotiv heißt: Sparen und Anpassung an die allgemeine mißliche wirtschaftliche Lage, besonders durch Preis- und Lohnsenkung, Zölle, Alkoholverwaltung, die eidgenössische Krisen- und die eben angenommene Getränkesteuer reichen nicht aus: der für 1935 angenommene Voranschlag sieht ein weiteres Defizit von 41,6 Millionen vor. Begreiflich stiegen in unserer Demokratie aus dem Volke in Form von Referendum und **Initiative** Wünsche nach Besserung der Wirtschaft und Proteste gegen durch neue Gesetze zugemutete Opfer zahlreich empor. Von der Totalrevision der Bundesverfassung erhoffen viele die Befreiung von jedem Uebel, das gleiche gilt noch in erhöhtem Maße von der Krseuinitiative. Schutz der Armee und Bekämpfung des Spitzelwesens ist der Inhalt einer andern. Ein weiteres Volksbegehren verlangt gar die Aufhebung des Freimaurerordens.

Unser politischer **Verkehr mit dem Ausland** verlief ohne Reibung. Mit Frankreich sind unsere Beziehungen stets herzliche, Italien erneuerte mit uns seinen Freundschaftsvertrag, mit besonderer Sympathie verfolgten wir Oesterreichs Kampf um seine Unabhängigkeit. Nur mit Deutschland gaben die fortgesetzt sich verschlechternden wirtschaftlichen Verhältnisse und die Erschwerungen im Devisenverkehr Anlaß zu endlosen und zähen Verhandlungen, und die Bombenschmuggelgeschichte von Staab hat unsere Sympathien für den Nationalsozialismus nicht gerade erhöht. Ueber Rußlands Eintritt in den Völkerbund ereiferte man sich in weiten Kreisen der Schweiz und Bundesrat Motta begründete in seiner Rede vor dem Völkerbund in Genf die ablehnende Haltung der Schweiz. Auch in der Frage der Stellung von Polizeitruppen für die Saar hielt sich der Bundesrat zu einer ablehnenden Haltung für verpflichtet.

Das kommende Jahr wird ein Abstimmungsjahr par excellence werden, aber die vielen aufrichtigen Bemühungen der Behörden in Land, Kantonen und Gemeinden und aller Volkskreise, um solidarisch den Nöten der Zeit zu begegnen, lassen uns hoffen, daß wir auch weiter tapfer, besonnen und ehrenhaft durchhalten werden. Dazu werden auch wir Frauen unser redlich Teil durch Trösten und Raten, Helfen und Mitarbeiten beitragen wollen.

Wo stehen wir?

Von Valérie Chenevard-de Morsier.

Zur Zeit der Jahreswende ist uns im persönlichen wie im sozialen Leben geboten, Rückschau und Ausblick zu halten. In welcher Umwelt unsere schweizerische Frauenbewegung heute steht und was für eine Zielsetzung sie sich gibt, das hat in einem hier schon erwähnten vorzüglichen Vortrag Frau V. Chenevard-de Morsier* (vergl. Nr. 45) vorzüglich dargelegt. Wir entnehmen ihm auszugsweise die folgenden Gedankengänge. Red.

Man spricht heute, in unserer durch den Krieg zerrissenen Zeit, mehr als je von Richtlinien. Tendenzen und Programmen. Unsere Schweiz ist wie ein kleines Eiland: je nach Wind, Stand des Wassers und Wellengang erscheint die Oberfläche mehr oder weniger deutlich, sie leuchtet verschieden, je nach der Farbe des Himmels. Wie die kleine Insel ist die Schweiz der unaufhörlichen Bewegung der Wellen preisgegeben, die um sie rauschen und wogen. Es ist schwer, ruhig zu bleiben und sich ein gesundes, unabhängiges Urteil über die Weltereignisse, die sozialen und menschlichen Zusammenhänge von Volk zu Volk zu bewahren. Die starke Hand hat bei der Entgleisung des Geistes leichtes Spiel.

Der Wunsch, zu herrschen, bemächtigt sich einiger Männer eigenmächtigen Temperamentes und der kriecherische und aufgedrängte Gehorsam tritt bei vielen Menschen an die Stelle eines freien Willens und einer freiwillig übernommenen Verantwortung.

Dort im Osten ist es die Diktatur des Proletariats, die einem Ideal sozialer Gerechtigkeit dienen will, indem sie vor allem die materielle Gleichheit zu schaffen versucht und dabei die intellektuellen und moralischen Werte allzu sehr verkennt. Im Norden und im Süden wendet sich die Diktatur an den Nationalstolz und die religiösen Gefühle, kümmert sich aber keineswegs um das christliche Hauptelement, die persönlichen Rechte des Gewissens. Gewalttat von rechts und links rufen sich gegenseitig und verbreiten sich; unser Land wird von den Wogen bespritzt, die an unsere Ufer branden. Manche unserer Politiker neigen zu den absoluten und im wahren Sinn des Wortes unmenschlichen Lehren fremder Diktatoren und lassen sich viel mehr vom Haß gegen ihre Gegner leiten, als durch ein positives Ideal. Viele unserer jungen Leute begeistern sich für Ideologien: Kommunismus, Marxismus, Fascismus, Rassismus und verlieren dadurch jeden Kontakt mit den nationalen Wirklichkeiten und den wahren helvetischen Ueberlieferungen der Freiheit und Solidarität.

Welche Werte repräsentiert inmitten des Chaos der verschiedenen Richtungen die Arbeit der Frauenvereine? Das wollen wir versuchen herauszufinden; da aber diese Werte keine Börsenwerte sind, sehen wir uns genötigt, sie selbst festzulegen.

Um mit dem Negativen anzufangen und nicht nachher mit einer zu pessimistischen Note endigen zu müssen, wollen wir gleich offen feststellen, daß man heute scheel angesehen wird als Feministin und lächerlich gemacht wird als Stimmrechtlerin.

Ein tragischer Dichter könnte über „das große Leid der Frau in der gegenwärtigen Zeit" schreiben. Er müßte sich nur umsehen in seiner nächsten Umgebung, müßte das wirtschaftliche und berufliche Leben betrachten und er sähe die Frau, welche durch die Umstände die Konkurrentin des Mannes geworden ist, zurückgestoßen im schweren Kampf um das tägliche Brot. Im politischen Leben könnte unser Dichter die Frau lange suchen, ohne sie zu finden, und endlich würde er sie — dies ist bedeutungsvoll — am Steuerschalter entdecken. Werden wir wirklich ein Zeitalter erleben, wo die Frau den Tag ihrer Geburt verfluchen muß?

Haben die Frauen denn nichts vollbracht und vollbringen sie nichts, daß sie von der öffentlichen Meinung auf diese Weise behandelt werden? Das große Publikum weiß offenbar wenig von der Frauenbewegung. Gewiß ist es nicht jedem vergönnt, sich durch regelmäßiges Lesen einschlägiger Zeitungen oder durch Besuchen von Kongressen zu dokumentieren; Zeit- und Geldmangel machen es oft unmöglich. Jedoch die große Schuldige ist die Tagespresse. Wir legen den Finger hier auf die sehr bedauerliche Gleichgültigkeit unserer politischen Zeitungen den Fragen gegenüber, die vor allem die Frau interessieren. Wohl wissen wir, daß es rühmliche Ausnahmen gibt, aber im allgemeinen bezeugt eine große Zeitung den Interessen von Frauenvereinen und hervorragenden Frauen gegenüber eine vollständige Indifferenz, während sie ihre Pflicht zu versäumen glaubt, gäbe sie nicht eine detaillierte Chronik des Kino und des Sports.

.... Auch hier zeigt sich die Vorherrschaft des Materiellen gegenüber den geistigen Werten, denn in der Frauenbewegung gibt es große Hingabe und große Ideen. Den Wert der Zusammenarbeit von Männern und Frauen auf allen Gebieten kann man nicht messen, er ist wie ein Akt des Glaubens. Man glaubt an die Zusammenarbeit, weil man fühlt, daß sie gerecht und unerläßlich ist zur Realisierung eines sozialen Ideals. Wenn der Appell an die Gerechtigkeit bei den Gegnern kein Gehör findet, sind sie vielleicht Interessengründen zugänglich und wenn sie die Richtlinien unserer schweizerischen Bewegung kennen lernen, verstehen sie am Ende doch, daß die Meinung der Frauen auf diesem oder jenem Gebiet ihre Meinung unterstützen könnte .....

Nach Darlegung der Richtlinien und Arbeitsgebiete des Bund Schweizer. Frauenvereine wird weiter ausgeführt:

„Manche sehen das soziale Leben nur unter dem kollektivistischen Gesichtspunkt oder aber, sie möchten es so ordnen, daß der Staat möglichst wenig Macht hätte. In unserm Programm versuchen wir, jeder dieser Richtungen das ihre zu geben, denn wir fühlen, daß die Wahrheit und die Gerechtigkeit nicht nur auf einer Seite sind.

Wir wollen Ehrfurcht vor der Freiheit sogar des schwächsten Individuums, aber wir erkennen an, daß es Fälle gibt, in denen es die Rolle und die Pflicht des Staates ist, den Schwachen zu schützen, diesen Einzelnen, der mit dem Leben kämpft und seit seiner Geburt benachteiligt ist. Wir ermutigen die Privatinitiative, indem wir unsere Vereine zu dieser oder jener Tätigkeit aufmuntern, aber wir wenden uns auch an unsere Behörden, um sie zu ersuchen, diese oder jene gesetzliche Maßnahme zu treffen. Keine Dogmen, keine festgelegten Ideen, keine Vorurteile, aber der Kontakt mit den täglichen Realitäten diktiert uns die Arbeit, die wir zu tun haben und die, um wirklich nützlich zu sein, sich auf eine Zusammenarbeit der Individuen, Männer und Frauen und des Staates stützen muß.

So unterstützen wir, ohne uns um das, was

Wer regieren will, muß die Probe, ob er regieren könne, vor allem an sich selbst gemacht haben; wer Kräfte entwickeln, ordnen will, muß vor allem die seinigen kennen und sie untereinander ins Gleichgewicht gebracht haben; wer dem neuen Menschen den Schutt vom Grabe räumen, Bahnen ihm ebnen will, muß vor allem bekannt sein mit seiner Auferstehung des neuen Menschen und den Wegen, die er geht. Jeremias Gotthelf.

* „Wo steht unser Bund in der gegenwärtigen Zeit?", Vortrag von V. Chenevard-de Morsier in Genf, als Broschüre erhältlich bei Madame F. Martin, La Terrasse, La Tour-de-Peilz.

Neujahr.

Alle Nächte sind stumm, nur eine nicht,
In deren Schoße die Zeit zerbricht.

Aus ihren Türmen rauschen die Glocken
Hinaus in die frosterfrorne Nacht.
Heiß wie ein Kind, das mit Fieber erwacht,
Fangen sie an zu rufen, und locken
Mit schmeichelnden Stimmen die zögernde Zeit
Aus den eisigen Spalten der Ewigkeit.

Und dann verlieren sie sich im Wind. —
Und die Menschen lauschen atembenommen,
Denken an Tage, die nicht mehr kommen,
Denken an Tage, die noch nicht sind.

Cécile Lauber.

Aus der Sammlung „Festliches Jahr", Gedichte von Schweizer Dichtern und Dichterinnen. Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Silvestergeschichte.

Von Alice Berend

Jeden Silvesterabend zwingt mich etwas, das folgende, selbst erlebte Geschehnis zu erzählen. Es scheint ein wenig gemünzhaufert, aber ich glaube, es ist doch wahr, und vermutlich soll man am letzten Abend eines verschwindenden Jahres gar nicht so ganz wahre Dinge berichten.

Es war also in Italien, in Florenz, vor einigen Jahren. Es war am Abend des letzten Tages im Jahr. Die Luft war mild und weich, aus dem Garten kam der Duft der feinen, kleinen toskanischen Rosen, die alle zwölf Monate hindurch blühen. Ich stand an einem hohen Fenster, das wie eine Tür bis zum Boden des Zimmers reichte und mit einem schützenden Gitter bis zur Kniehöhe versehen war. Ich schälte eine Mandarine. Ich spüre noch heut, wie sich der Saftduft der frischen Frucht mit dem feinen Hauch der Rosen mischte in der schwülen Luft. Im Zimmer hinter mir schlief mein kleiner Sohn Peter in seinem Bettchen, eingerollt in schützende Decken. Man war seit Wochen auf ein Erdbeben vorbereitet, nachdem sich in Süditalien eine große Erdbebenkatastrophe ereignet hatte. Die Decken sollten das Kind schützen, wenn es aus dem Bett geschleudert würde durch etwaige Erdstöße, oder wenn ich mit ihm ins Freie würde fliehen müssen.

Es war schwefelig schwül geworden, man hätte glauben können, der Teufel habe eine Ofenklappe seiner Behausung geöffnet, um zu lüften. Kaum hatte ich dies gedacht, begann sich die ganze Welt zu bewegen, es grollte, rollte, polterte plötzlich, als rase ein Expreßzug unter dem blühenden Erdboden vorwärts, die Wand des Hauses neigte sich sekundenlang vornüber mit mir, und ich, ich glitt, mich an meiner halbgeschälten Mandarine haltend, wie an einem Luftballon schräg aus der Fensteröffnung hinunter und landete auf dem Rasen des Gartens. Glücklicherweise nicht an einer Stelle, wo Rosen blühten, wer sich in Rosen setzt, gerät gleichzeitig in Dornen, selbst bei einem Erdbeben.

Doch schwindlig war mir etwas geworden, ich hörte dumpf den Lärm um mich herum, Angstschreie, Glockengeläute und von überall her das Schreckenswort: Terremoto: Erdbeben.

Man schrie sich Warnungsrufe zu, man erwartete den zweiten Stoß des Bebens, der bei solchen Katastrophen der stärkste, aber entscheidende und unheilvollste zu sein pflegt. Ihm folgt dann gewöhnlich noch ein schwacher dritter, der Lebensgeübten den Trost gibt, daß die Gefahr für diesmal vorüber ist.

Niemand wollte jetzt unter Dach sein, Laufen, Schreien um mich erhöhte sich, ich hörte, ich begriff alles und begriff es auch nicht. Ich suchte, mich auf etwas Wichtiges zu besinnen, es wollte nicht gelingen, plötzlich durchjagte meinen brummenden Kopf in voller Klarheit ein rasender Schreck: wo war mein Kind? Wie war es möglich, daß ich hier still lag, während alles „Terremoto" schrie. Schon kletterte ich an den Vorsprüngen der Hausmauer hinauf, als wäre mir dies das Gebräuchlichste von der Welt und schon hatte ich das Zimmer erreicht. Es war stockdunkel im Zimmer, das Licht war natürlich verlöscht, aber schon stieß ich mit dem Fuß an etwas, das nur mein Kind sein konnte, das aus dem Bett geschleudert sein mußte, unbeschädigt sicherlich durch meine Vorsicht. Ich riß es an mich und, ob über Treppenstufen oder wieder an der Wand entlang, wie ich heruntergekommen bin, das weiß ich heute noch nicht. Schließlich fühlte ich wieder den weichen, frischen Rasen unter mir. Das Kind war mir merkwürdig schwer gewesen, ich war doch gewohnt, es im Arm zu halten, ich hatte mir wohl bei dem Flug mit der Mandarine die Arme verletzt. Ich verlor das Bewußtsein.

Ich erwachte wieder, als mich blanke Frühsonne beschien. Um mich herum war Gelächter, man rüttelte und schüttelte mich. Ich hatte die Statue des heiligen St. Petrus aus der Nische unseres Zimmers im Arm.

Manche entrüsteten sich, man glaubte, daß hier Spott getrieben würde mit einer, der der Schreck den Verstand verrückt habe. Man lachte erst ernsthaft, als ich behauptete, daß ich die schwere Figur selbst heruntergeschleppt hätte, als es erdbebte, und man hielt mich für ganz verrückt, als ich gleichen Augenblicks aufsprang, zerschunden wie ich war, und ins Haus stürzte, brüllend nach meinem Kind.

Das Zimmer war voll Sonne und friedlich still. Vor der Nische, in die St. Petrus gehörte, wer weiß, wer ihn einmal dahinein gebaut hatte, war etwas Steinstaub verschüttet und die Schrankküren hatten sich von selbst geöffnet. Mein Söhnchen aber schlief in seinem Bett rosig und vertrauensvoll.

Alle Nachbarn wollten sich davon überzeugen und freuten sich mit mir. Keiner aber wollte mir glauben, daß ich den heiligen St. Petrus in den Garten geschleppt haben konnte, obwohl mancher schon einmal davon gehört hatte, daß Mutterliebe Berge versetzen könne...

Auch als ich im vorigen Jahr diese Geschichte erzählte, stritt man über die Möglichkeit ihrer Wahrheit hin und her, bis schließlich die Hausfrau des gastlichen Hauses, herzlich, gütig, betulich mir zuflüsterte: „Alles was recht ist, aber daß das nur ein Mandarinchen gewesen war, an dem Sie in den Garten glitten, kann ich nicht glauben."

Sie sah mich so gütig an, ich sagte beschämt: „Gnädige Frau, offen gestanden, es war eine Orange."

„Das hab ich mir doch gleich gedacht", war die erfreute Antwort, und das erste Glas Punsch des neuen Jahres wurde mir gereicht, heiß und mit viel Zucker...

Ricarda Huch in der Darstellung ihrer Freunde.

Zur Feier des siebzigsten Geburtstags von Ricarda Huch am 18. Juli dieses Sommers ist von Freunden und Verehrern der Dichterin in Gemeinschaft mit dem Atlantis-Verlag eine Festschrift herausgegeben worden. (Ricarda Huch. Persönlichkeit und Werk in Darstellungen ihrer Freunde. Atlantis-Verlag, Berlin 1934.) „In selbstloser Weise haben sich dabei die Mitarbeitenden dem durch den Verlag festgesetzten Rahmen und einer nachträglichen Vereinheitlichung gefügt" heißt es im

die eine oder andere Partei will zu kümmern, oder den Großen dieser Welt zu schmeicheln, einerseits die von der Rechten geliebte Privatinitiative, andererseits die von der Linken erstrebte Sozialgesetzgebung.

Die Interessen der Frau verteidigen, heißt auch an das Kind und damit an die Familie denken. Seit den Anfängen unserer Bewegung haben wir uns der Familie angenommen, aber einer Familie, die unserem Ideal entspricht, einer Familie, in der Vater und Mutter zusammenarbeiten, mit den Pflichten, die jedem Geschlechte zukommen, mit der Verantwortung, die sie mit sich bringen zum Besten des Kindes.

Welcher Mangel an Logik, welcher Unsinn, Familienpolitik treiben zu wollen und doch anzunehmen, daß diejenige, welche der Mittelpunkt, die Zelle der Familie ist, in einer untergeordneten Stellung sei!

Die Parteien, welche vor Wahlen geräuschvoll die Familie verteidigen, dürfen sich der Tätigkeit der Frauen auf diesem Gebiete erinnern.

Wir haben immer schon der Frau, welche sich abmüht und als Fabrikarbeiterin oder Angestellte arbeitet, unsere Aufmerksamkeit geschenkt. So weit es uns möglich war, suchen wir ihre Stellung zu verbessern, damit die Arbeit nicht Sklaverei, sondern Befreiung bedeute.

Welcher Widersinn, vor allem Sozialpolitik treiben zu wollen und die soziale Arbeit der Frau sowie die soziale Arbeit in andern Parteilagern systematisch zu übersehen!

Die Parteien, die in Wahlzeiten sehr laut die Interessen der Arbeiterschaft verteidigen, dürften sich an die Bestrebungen der Frauen auf diesem Gebiete erinnern!

Wir kennen unsere Schwachheiten, unsern Mangel an Mut, wir meinen nicht, daß wir das Universalmittel, das magische Heilmittel für alle Leiden der Menschheit seien, aber wir sagen den Skeptikern: schenkt uns euer Vertrauen um dessentwillen, was wir in der Vergangenheit geleistet haben, um unserer gegenwärtigen Arbeit und um unseres Programmes willen. Der Beweis, daß wir nicht eine Gefahr sind, geht daraus hervor, daß je nach der Farbe unserer Gegner (es gibt leider auch viele Frauen unter ihnen) sie uns als schreckliche Revolutionäre oder als schreckliche Konservative behandeln, uns also ganz entgegengesetzter Sünden anklagen, was uns erlaubt zu denken, daß wir die goldene Mittelstraße innehalten.

Ja, die Frau ist ein konservatives Element in der Gesellschaft, aber von dem, was uns die Vergangenheit vererbt hat, heißt es wählen, was erhalten bleiben soll. Man darf nicht Vergangenheit und sittliches Ideal verwechseln. Und hier trennen wir uns oft vom Programm der konservativen Parteien, wenn diese sich an die alten Schläuche klammern und den neuen Wein ignorieren wollen. Die Ueberlieferung enthält einen Buchstaben, der tötet und einen Geist, der lebendig macht. Aus diesem Geiste lebt unser Bund und davon ist er inspiriert, denn der Geist veraltet nicht.

Um dieses traditionellen Geistes der Eintracht und Zusammenarbeit zwischen Verbündeten aller sozialen Klassen willen stehen wir gewissen Programmpunkten der Sozialisten sympathisch gegenüber, wenn wir dem Sozialismus auch nicht folgen können in seinem Dogma des Klassenkampfes. Dieser Kampf existiert leider, und es hat keinen Sinn, ihn zu leugnen. Aber die Gewalt zu einem Ideal erheben, niemals! Wir Frauen sind gegen jegliche Gewalttat zwischen den sozialen Klassen. Wir lieben unser Vaterland von ganzer Seele, und wir leiden darunter, daß es nicht an der Spitze des sozialen und moralischen Fortschrittes marschiert. Aber wir wollen in einem Geiste des Friedens arbeiten mit unsern Schwestern aus allen Klassen, mit unsern männlichen Kollegen, um zu versuchen, die Probleme zu lösen, die uns gestellt sind, damit die Schweiz ihre soziale Mission zu Herzen nehme und der Frau den Platz anweise, auf den sie ein Recht hat.

Wir sind auch gegen die Gewalt unter Nationen. Wir beklagen es, daß die Waffen, d. h. die brutale Gewalt, noch notwendig sei, um unser Land zu verteidigen und zu bewahren vor den Schrecken der Schlachtfelder. Wir ersehnen von ganzem Herzen den Tag, der leider noch ferne ist, der aber kommen muß, wenn der Geist eine Realität ist, den Tag, an dem unser Vaterland moralisch so groß sein wird, daß es den Nachbarn Respekt einflößt, allein durch seine moralische Kraft und durch die brüderliche Eintracht zwischen Eidgenossen beiderlei Geschlechtes verschiedener Sprachen und Rassen.

An diesem Tage wird man von einer christlichen Schweiz reden können, eher nicht. Das Wort christlich ist heute Mode. Ach, wie verschieden ist die Praxis zur Theorie! Wir sehen hinter diesem Eigenschaftswort so viele Dinge, die nichts christliches an sich haben. Laßt uns versuchen, ein wenig von der wahren evangelischen Brüderlichkeit zu verwirklichen; wir werden die Etikette nachher anbringen. Ein christliches Land, nur dem Namen nach, würde in seiner Heuchelei moralisch tiefer gesunken sein, als ein Staat ohne Gott. Damit sich eine Nation nach dem Namen Christi nennen kann, muß sie, und wir bemühen uns, in diesem Sinne zu arbeiten, Gemeinnutz über Eigennutz und die geistigen Werte über die materiellen stellen: Gerechtigkeit und Recht müssen vor der Gewalt kommen; die hassenswerte Cliquenpolitik muß dem Geiste des guten Willens Platz machen und die persönlichen Rivalitäten und Ambitionen müssen dem Ideale weichen, daß die Rechte des Gewissens anerkannt werden."

Die Initiative zur Totalrevision der Bundesverfassung.

Im Bundeshaus sind 78,050 gültige Unterschriften mit dem Verlangen auf Totalrevision der Bundesverfassung eingegangen, also genug, damit die Frage dem Volke zur Abstimmung unterbreitet wird. Aus Sorge, in Einzelaktionen die vorgeschriebene Zahl von 50,000 Unterschriften nicht zu erreichen, haben sich vier politische Gruppen zu einer „Nationalen Tatgemeinschaft" zusammengeschlossen, und also solche der Initiative auf Totalrevision der Bundesverfassung zu Gevatter gestanden, ohne natürlich ein nicht vorhandenes Programm vorlegen zu können. Dieses taktisch unbedingt nützliche Vorgehen läßt keinerlei Schlußfolgerungen über die inneren Gründe des Revisionsbegehrens zu. Aus verschiedenen, teilweise sogar entgegengesetzten Forderungen haben 78,000 mit der heutigen Verfassung unzufriedene Bürger ihre Unterschrift gegeben. Eine gemeinsame Basis zum Aufbauen geht ihnen ab. Neben der Nationalen Tatgemeinschaft haben die „Jungliberalen" auf Grund ihres politischen Erneuerungsprogramms Unterschriften gesammelt. Mit nur 28,000 Unterschriften wurde aber ihre Initiative wieder zurückgezogen.

So muß nun laut Art. 120 B.-V. das Revisionsbegehren den stimmberechtigten Bürgern zur Abstimmung vorgelegt werden. Voraussichtlich wird der Bundesrat die Abstimmung auf April oder Mai 1935 ansetzen. Im Falle einer Annahme der Verfassungsrevision müssen die eidgenössischen Räte neu gewählt werden, wahrscheinlich erst mit Ablauf der jetzigen Amtsperiode der Räte im Herbste des nächsten Jahres. Die Verfassungsarbeit könnte also im besten Falle zu Beginn des Jahres 1936 einsetzen. Die Ausarbeitung eines Entwurfes, seine parlamentarische Behandlung und die endgültige Volksabstimmung auf Annahme oder Verwerfung desselben werden jedenfalls etliche Jahre in Anspruch nehmen.

Die Tatsache, daß eine Totalrevision der Verfassung verlangt worden ist, bedeutet keineswegs, wie man annehmen könnte, daß alle Artikel abgeändert werden sollen. Es werden nur alle Artikel einer Prüfung unterzogen, um zu sehen, wie die Neugestaltung vollzogen werden muß. Da zugleich verschiedene Initiativen auf Partialrevision der Verfassung, also auf Abänderung bestimmter Artikel, hängig sind, wird sich die Frage stellen, ob die Partialrevisionen vorgängig oder gleichzeitig mit der Totalrevision vorgenommen werden sollen.

Traurig ist es nun für uns Frauen, feststellen zu müssen, daß die große Aufgabe der Neugestaltung unserer Verfassung, unter vollständiger Ausschaltung der Frauenwünsche, des Frauenwillens vor sich gehen kann. Keine Möglichkeit für uns, die neue Bundesversammlung zu wählen, keine Möglichkeit, unsere Forderungen für die Ausführung geltend zu machen. Selbstverständlich werden wir die vielgepriesene indirekte Methode anwenden, um unsere Anerkennung als Bürgerinnen in der Verfassung zu verlangen.

Unabhängig von der Frage des Frauenstimmrechts erwarten wir aber die Erfüllung verschiedener allgemeiner Postulate von einer Verfassungsrevision. Wie die Initianten, so möchten auch wir gewisse politische Gewohnheiten und Mißbräuche abändern können. Nur fragt es sich, ob aus einer Krisenstimmung heraus eine wahrhafte innere Erneuerung erwachsen kann. Die geistige Einstellung unserer jungen Frontenführer und ihrer Gefolgschaft lassen berechtigte Zweifel darüber zu. Wird nicht die Ungunst der Zeiten sich durch den Stempel der Engherzigkeit und des Eigennutzes in der neuen Verfassung ausdrücken? Weder vom Standpunkt der Frauenbewegung noch des Allgemeinwohls glauben wir deshalb die Totalrevision im jetzigen Moment empfehlen zu dürfen.

Aber auf uns kommt es ja nicht an. Wenn der Souverän ein „Ja" in die Urne wirft, dann wollen wir geschlossen und fest zu unserem demokratischen Programm stehen, und alle Kräfte aufbieten, damit in der neuen Verfassung die Grundsätze von Toleranz und Humanität, von Volkssolidarität, von der Gleichberechtigung und Volkssouveränität wiederum verankert werden. Diesem hohen Programm verdankt die Schweiz ihre Einheit und Unabhängigkeit.

Vor kurzem hat die Neue Helvetische Gesellschaft Vertreter aller politischen Gruppierungen zu einer Aussprache über die Wünsche zur Verfassungsrevision eingeladen. Es ist anerkennenswert, daß sich ihre politischen Fühler auch bis zu den Frauenwünschen erstreckten, und wir haben uns gern zu den uns wesentlich erscheinenden Grundsätzen bekannt. Erfreulich war als Resultat der Tagung das einmütige Bekenntnis zur Demokratie mit Ausnahme einer, nicht ernst zu nehmenden überspannt föderalistischen Stimme. Möchte die Scheu der Opposition, sich in diesem Kreise zu bekennen, ein gutes Vorzeichen für die herrschende öffentliche Meinung bedeuten. Erfreulich war es auch, daß mehrere Vertreter politischer Organisationen sich für eine Mitarbeit der Frau im Staate aussprachen, allerdings mit verschiedenen Stufen was das Ausmaß betrifft.

Der Frau selbst liegt heute die Pflicht ob, die Frage der Verfassungsrevision zu prüfen und über alle kleinlichen Einzelinteressen hinweg, die großen Richtlinien zu suchen, die unserem Volke dienen. Durch solche innere Vorbereitung wird sie sich selbst die Reife zur Bürgerin erwerben.

A. Leuch.

Plötzliche Erkenntnis.

Ein Mann gibt seinem Erlebnis Ausdruck, da er eine geistig hochstehende Frau in Vorträgen über heutige wirtschaftliche und soziologische Fragen sprechen gehört hatte. Schöner und klarer dürfte wohl kaum der Forderung und Hoffnung auf geistige Mitarbeit der Frau Ausdruck gegeben werden können, als in den folgenden Ausführungen, die wir dem Buch von Kennicott „Das Herz ist wach" (Verlag Wunderlich, Tübingen) einem Briefwechsel von 1930 entnehmen. Eine ausführliche Besprechung des Buches ist in unserer Nr. 50 bereits erfolgt, die Bekanntgabe einiger weiterer Briefstellen möge dem Werke viele Freunde werben.

.... Es war, ganz unabhängig von dem geistigen Ertrag dieser Stunden an sich, die plötzliche Erkenntnis da, daß die Probleme, die seit Jahren lastend und lähmend in unser aller Bewußtsein ihr gespenstisches und bedrohliches Dasein führten, auf einmal anders aussahen, organischer, erkennbarer, menschlich zugänglicher und dadurch weniger hoffnungslos; daß wir hier einmal, viele von uns wohl zum allererstenmal, das Ergebnis der Geistesarbeit einer Frau mit unmittelbarer starker Wirkung spürten, das nicht vom Manne gezeichnete Bild der Weltlage schauten, die Mittel und Wege zur Behebung und Heilung unrettbar scheinender Verhältnisse nicht von den uns bekannten und tausendmal gehörten Gesichtspunkten und Betrachtungsweisen her erörtert fanden, sondern von neuen, aus einer anderen Tiefenlage der Erkenntnis und der Erfühlung herausgestalteten.

Und es wurde uns dies Erlebnis vermittelt durch eine so spontane Kraft, durch so eigenwüchsige Deutung der Ursachen und Fehlerquellen, die unseren Problemen zugrunde liegen, durch eine Art der Bewertung bisher kaum geschauter, nicht in Rechnung gestellter Möglichkeiten, es erhellten sich Dunkelheiten durch eben dieses Anderssehen, es wurden neue Gedanken nicht nur gehört, sie wurden von uns allen erlebt durch die zündende Wirkung eines Denkens, das aus eigenen Wurzeln sich nährend, Früchte der Erkenntnis aus eigenen vitalsten Lebenskräften reift. Dies war das Besondere, was wir spürten und es bestätigte mir, was ich immer instinktmäßig gefühlt habe, daß das einseitig männliche Handhaben und Gestalten des Lebens die heutige Menschheit in eine Art geistiger Vergletscherung hineingeführt hat. Wir wissen alles und wissen doch nichts mehr von den eigentlichen Quellen des Daseins, die seine geheimsten Wurzeln, seelische und körperliche, allein mit wirklicher Nährkraft versehen können.

Das Denken der Frau, das Erschließen durch die Frau eben jener verborgenen, jener ewigen Erneuerungskräfte, das Schöpfen an den Wassern des Lebens, an denen sie selber wurzelt und wächst, das brauchen wir und das braucht die von uns gestaltete, mißgestaltete Welt nötiger als das liebe Brot. Die meisten von uns ahnen es noch nicht und die große Masse der vom Weltbild des Mannes und für seine Welt erzogenen und geformten Frauen noch weniger. The blind leading the blind!

Ist es nicht eine jener tragischen Grotesken, die unsere ganze Zeit anfüllen, daß es noch immer ein Erlebnis ist, ein seltenes Erlebnis! wenn ein denkender weiblicher Mensch, der die ganze Fülle und Breite der schwierigen Materie beherrscht, Gelegenheit hat, mit uns, die wir aus einer kostspieligen Ratlosigkeit in die andere fallen, über Lebensfragen unserer augenblicklichen Weltlage gemeinsam zu ratschlagen! Ist es nicht eine unerhörte Vergeudung von Kräften, eine beispiellose Verzettelung kostbarer Erkenntnismöglichkeiten für uns, die wir alle, weiß Gott, nichts mehr zu verzetteln, nichts mehr zu vergeuden haben! Wären wir nicht mit Blindheit geschlagen, Gläubige des Untergangs — allzuviele von uns! — Aber doch nicht alle! Wir suchen ja doch, die Ehrlichen unter uns werden es zugeben, eben jene Kraft in der Frau, die den Untergang mit aller Leidenschaft der ungebrochenen Natur verneint, eben jene Kraft, die unzerstörbar in ihr quillt....

Sozialarbeiterin, Großindustrielle und schließlich leitende Finanzbeamtin.

In U. S. A. ist Frauenleistung sehr geschätzt. Präsident Roosevelt hat nicht nur Miß Perkins zum Arbeitsminister und Dr. Ruth Bryan Owen als Gesandte nach Dänemark beordert, er hat jetzt Miß Josephine Roche von Colorado als Adjunkten des Finanzministers in das Bundesministerium nach Washington berufen. Sie wird an der Bearbeitung des staatlichen Budgets mit tätig sein, das zuletzt nahezu zwei Milliarden Dollar betrug.

Von Josephine Roche behaupten ihre Mitbürger, daß sie, seit sie Vassar College nach Beendigung ihrer Studien verlassen hat, „noch nicht Dagewesenes" vollbrachte. Sie hat in die vom ständigen Krieg zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern beherrschte Kohlenindustrie soziale Ideen eingeführt. Sie hat bewiesen, daß geschäftliche Interessen in einer Athmosphäre des gegenseitigen Vertrauens viel besser gedeihen. Diese Athmosphäre hat sie im Bereiche der Rocky Mountain Fuel Company geschaffen, einer der größten Kohlengesellschaften des an Mineralschätzen reichen Staates Colorado.

Allerdings: Josephine Roche ist aus weit gespannter sozialer Tätigkeit in die Welt der Industrie eingedrungen. Von ihrer frühen Jugend an hegte sie den Wunsch nach einer Tätigkeit zum Wohle ihrer Mitmenschen. Deshalb hat sie Soziologie studiert. Ihre ersten Eindrücke vom Leben und Leiden des Volkes empfing sie als Assistentin des Richters Lindsey, der bekanntlich in Denver den ersten Jugendgerichtshof begründete. Später war sie in New York als Fürsorgerin tätig. Im Kriege widmete sie sich vorerst dem in den Vereinigten Staaten für notleidende Belgier organisierten Hilfswerk. Dann wurde sie Leiterin einer Hilfsinstitution für in U. S. A. domizilierte Ausländer. Unzählige allerärmste Einwanderer haben in diesen Jahren die sich unermüdlich um sie sorgende Josephine Roche gesegnet. 1922 nahm sie eine leitende Stellung im staatlichen Kinder-Wohlfahrtsbureau an. Eine Fülle von Zukunftsplänen beschäftigte sie.

Doch ihr Wollen wurde durchkreuzt: der schwer krank gewordene Vater rief die Tochter heim. Nach seinem Tode hatte sie seine Erbschaft zu übernehmen. Und diese Erbschaft brachte sie, da der Vater Hauptaktionär der Rocky Moun-

---

kurzen Begleitwort des Buches. Wer immer der spiritus rector desselben gewesen sei, sicher gebührt ihm neben den einzelnen Mitarbeitern hohe Anerkennung dafür, das er sowohl dem Autor des einzelnen Beitrags seine individuelle Freiheit zu belassen als dem Ganzen einen harmonischen Zusammenklang zu geben verstand. Ohne ermüdende Wiederholungen und doch eine zentrale Idee nur wie ein Leitmotiv variierend, schließen sich alle hier aufgezeichneten Erinnerungen an Ricarda Huch und die Gedanken über sie zu einem außerordentlich eindringlichen „Bildnis der Dichterin, der Denkerin, der Deuterin — zum Bildnis des Menschen in mannigfaltigem Spiegel" zusammen. Eine starke Persönlichkeit, deren innerstes Wesen ein fortwährendes Kämpfen und Ringen ist, und ein Werk in dem dieses stete Werden seinen Niederschlag gefunden hat, treten uns aus diesem mannigfaltigen Spiegel entgegen. Und die Wesen und Dichtung Ricarda Huchs spiegelten, schrieben aus warmem Herzen, aus echter persönlicher Verehrung für die Gefeierte, vermieden jedoch die Gefahr des kritiklosen, weil die Tiefe meidenden Lobes.

Die erste Hälfte der Beiträge führt uns von den Ahnen der Dichterin über die verschiedenen Stationen ihres Lebensweges, die alle durch eine ihr jeweils nahe stehende Persönlichkeit beleuchtet werden, bis zu den letzten Jahren. Wieviel bisher Unbekanntes, das uns diesen Weg erhellt, erfahren wir da aus dem Munde der Freunde! Else Hoppe rollt, indem sie dem geistig-charakterlichen Erbe der Dichterin nachgeht, die interessante Genealogie der Familie Huch vor uns auf; schon hier klingt das Grundthema der Ueberbrückung starker Spannungen und Gegensätze an: „Ein heller Geist muß ein leidenschaftliches und schwermütiges Herz lehren, sein Schicksal als sinnvoll zu verstehen." Von den Zürcherjahren, in welchen die begabte junge Studentin sich auf die Maturität vorbereitete und an unserer Universität Geschichte studierte, auch von den ersten dichterischen Versuchen der Lehrerin an der Höheren Töchterschule erzählt die Studiengenossin Hedwig Bleuler-Waser, und aus der ersten praktischen Tätigkeit in der damals noch kleinen Stadtbibliothek Zürichs in der Wasserkirche — der ersten Tätigkeit einer Akademikerin an einer schweizerischen Bibliothek — erzählt in reizvoller Weise Hermann Escher. Die Beschäftigung mit der sogenannten Wickschen Sammlung aus dem 16. Jahrhundert gab ihr die Anregung zunächst zur Abfassung des Neujahrsblattes der Stadtbibliothek auf 1895 und später zu der Novellensammlung „Die Teufeleien". Die ersten Jahre der Ehe mit Ceconi in Triest, deren Bedeutung für das dichterische Schaffen durch das erste Erlebnis des Südens wurde, schildert uns Marie Baum und die folgende Vor- und Nachkriegszeit Professor Fritz Salzer. In geistvoller Weise führt er uns ernstes und heiteres Geschehen und den ersten und heiteren geselligen Kreis vor Augen, dessen Mittelpunkt die Dichterin bildete, erzählt humorvoll von den schönsten Romanen, die trotz der häuslichen Beschränkung der ersten Jahre und neben der großen Liebe für die kleine Tochter entstanden. Alles aber, auch das Bild der vornehmen äußeren Erscheinung, das Verhalten der Frauenemanzipation gegenüber, die Einstellung zu naturalistischen und neuromantischen Schriftstellern und zu München-Schwabing, wird, nur in verschiedenen Brechungen wie durch die Flächen eines Prismas, von der Tiefe der bedeutenden Persönlichkeit und Frau her gesehen.

Das Buch ist zu umfang- und inhaltsreich, als daß auf alle einzelnen Beiträge eingegangen werden könnte. Es seien noch einige aus dem zweiten Teil hervorgehoben, welcher das dichterische und historische Schaffen und weltanschauliche Fragen betrifft. Der bedeutendste unter den literarhistorischen, der von Fritz Strich über „Ricarda Huch und die Romantik", ist, von diesem für sie zentralen Problem ausgehend, eine Würdigung und Deutung der gesamten dichterischen Persönlichkeit. — In ihrem umfassende und tiefgehende Schau bietenden Buch über die Romantik hält Ricarda Huch „sich gleichsam die vergangene Romantik wie einen Spiegel vor, in dem sie sich erschaut und sich das eigene Wesen zur Klarheit des Bewußtseins bringt". Und überdies erkennt sie, daß in der Zeit gegen 1900, also etwa hundert Jahre nach der historischen Romantik, als Folge der zivilisatorischen Entwicklung des letzten Jahrhunderts die Gegensätze in analoger Weise auseinandertraten wie in der Romantik und wie im eigenen Wesen. In einem bis in die letzten Tiefen des Menschen gehenden Bruch sieht sie den wesentlichen Zug der Romantik, in dem Bruch zwischen Natur und Geist, zwischen Unbewußtheit und Bewußtheit. Entsprechen diese Benennungen des Bruches durchaus der heute geläufigen Auffassung, so weicht Ricarda Huch von dieser zum Teil ab, wenn sie im weiblichen Prinzip Bewußtheit, kühle, klare Geistigkeit und im männlichen aktive, Taten und Werke zeugende Kraft, schaffende Natur sieht, oder wenn der Norden ihr Klarheit, Bewußtheit, der Süden dagegen das Reich des Traums, der Unbewußtheit bedeutet. Doch diese Verschiedenheit der Namengebung verliert an Bedeutung, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß Ricarda Huch, wie auch die frühe Romantik, über den Polen steht, „fähig sich nach dem einen oder anderen hinzuwenden" und daß ihre Sehnsucht sie stets zur Synthese trieb. Strich zeigt das Werden ihres Werks als den Weg von schöpferischer Produktion zu Schau und Erkenntnis, von der Natur zum Geist, von Süden nach Norden, wobei ihr jedoch der Anfang des Wegs nicht auf Kosten des Ziels verloren ging, denn sie vermochte die Gegensätze einander einzuverleiben, die Zerspaltenheit wieder zur ursprünglichen Einheit zu runden. Indem sie diesen Weg fand, wies sie zugleich, dem allgemeinen Bewußtsein vorauseilend, der modernen Menschheit den Weg zu einer neuen höheren Einheit, zu einer Einheit, die darum höher als die ursprüngliche genannt werden darf, weil sie durch die Zerspaltenheit hindurchgegangen ist.

Sprechen weitere Aufsätze von der Lyrikerin, ferner von Italien, von der Geschichte, vom Reichsgedanken im Werk der Dichterin, also von Einzelgebieten, so schließt „Ricarda Huchs religiöse Sendung" von Erich Foerster unmittelbarer an Strichs Arbeit an. Wie Strich in geistesgeschichtlicher, so stellt Foerster Ricarda Huch in religiöser Hinsicht in den zeitlich weiten Zusammenhang des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts und darf sagen, fußend auf den Büchern „Luthers Glaube" und „Der Sinn der Heiligen Schrift", daß sie auch hier wegweisend wirkt für den modernen Menschen, um dessen tieferen, dem Bruch von Natur und Geist zugrunde liegenden Bruch zwischen Gott und Mensch es hier geht. Foerster sieht in den genannten Schriften die Dichterin den Weg einhalten „von der unbewußten, bloß gefühlten Gottesabhängigkeit zu dem schmerzlichen Widerstreit zwischen dem Selbstbewußtsein der wachen Persönlichkeit und dem göttlichen Willen und zu der Versöhnung zwischen beiden im Glauben, in der Gotteskindschaft, in dem Bewußtsein, daß Gott alles in allem ist — das freilich, solange wir auf Erden wandeln, niemals erreicht wird, sondern als Ziel unserer Berufung immer vor uns steht".

„Luthers Glaube" ist vor allem ein ernstes Wort an die der Gefahr der Intellektualisierung verstrickten Zeitgenossen, an die unter ihnen, welche unter ihrer Bewußthei ihrer Skepsis, ihrem Relativismus leiden. Es ist aber zugleich — wie Foerster sicher richtig bemerkt — ein Zwiegespräch mit dem Partner in der eigenen Brust; denn Ricarda Huch spricht als eine, die selbst durch die Anfechtung gegangen ist, aber den Ausweg gefunden hat. Und welches ist der Inhalt ihrer Botschaft an uns? Sie möchte Luthers Glauben für die gegenwärtige Geisteslage fruchtbar machen und, frei von irgendwelcher engen dogmatischen Bindung, im Menschen von heute wieder lebendiges Verständnis für den Sinn der Heiligen Schrift wecken. „Die Sprüche der Heiligen Schrift werden (in „Der Sinn der Heiligen Schrift") ... als Licht-

kan Fuel Company war, in den Bannkreis dieses Unternehmens. Eine schwere Wahl lag vor ihr. Was sollte sie tun? Ihre Zukunftspläne mit Hilfe der bedeutenden Mittel, die ihr nun zur Verfügung standen, verfolgen? Oder endlich in völliger Freiheit und Unbekümmertheit die Freuden des Daseins genießen? Josephine Roche widerstand beiden Verlockungen, als sie entdecken mußte, daß in dem großen Unternehmen, das nun zum großen Teil ihr gehörte, Praktiken geübt wurden, die ihr soziales Gewissen herausforderten. Ohne Bedenken investierte sie ihr ganzes Vermögen in den Kohlengruben, um die Zügel der Verwaltung in die Hand nehmen zu können, wißbegierig ließ sie sich von erfahrenen Fachleuten beraten, unverdrossen spürte sie den Mißständen und Einflüssen nach, die sie nicht billigen konnte. Es war eine Sensation, als sie sich 1928

an die Spitze des Unternehmens

stellte. Mancher an der Prosperität der Kohlenindustrie Interessierte spöttelte über die Kühnheit der noch jugendlichen Frau, die sich in das Abenteuer stürzte, diesen unterirdisch aufgewühlten Betrieb zu sanieren. Doch Josephine Roche zuckte gleichmütig die Achseln, wenn sie von der Fronde hörte, die ihr entgegenarbeitete. Tapfer und energisch ging sie den frei gewählten Weg. In kurzer Zeit hatte sie die ärgsten Zwistigkeiten mit den Arbeitern beseitigt. Während vorher Maschinengewehre gegen die Arbeiter, welche für die Anerkennung ihrer Forderungen kämpften, eingesetzt worden waren, stellte sie Lohntarife auf und Bestimmungen über die Arbeitszeit. Durch neue Verträge verbesserte sie das Los von mehr als tausend Familien, deren Gatten und Väter in den Gruben der Gesellschaft ihr Brot verdienen, und schaffte ein friedliches Einvernehmen zwischen der Geschäftsleitung und der Arbeiterschaft. Manches Wohlfahrtswerk ließ sie im Bereiche ihres Unternehmens erstehen. Durch ihr Verhalten mußte sich die Konkurrenz dazu bequemen, auch humaner zu werden. All das führte zu vollem Erfolg: der Betrieb und der Umsatz wuchsen beständig.

Die ideale Gesinnung der Kohlenindustriellen hat sich gelegentlich des kürzlich abgehaltenen Jahreskongresses der amerikanischen „Vereinigung berufstätiger Frauen" neuerlich offenbart. In einer glänzenden Rede enthüllte Josephine Roche Auswüchse der Prosperity, nach der so viele Amerikaner sich zurücksehnen, um in einem feurigen Appell die Versammlung zur unentwegten Bekämpfung aller die breiten Massen schädigenden wirtschaftlichen Uebergriffe aufzufordern. In ihrem jetzigen Amte wird sie Gelegenheit haben, ihren Idealen auf breiter Basis erfolgreich zu dienen.

Das Recht auf Arbeit.

Bernische Lehrerinnengehälter.

In Nr. 44 des „Schweiz. Frauenblattes" wurde von den im bernischen Gesetzesentwurf über „Wiederherstellung des finanz. Gleichgewichts im Staatshaushalt" aufgenommenen Bestimmungen betreffend die Reduktion der Grundbesoldung der Lehrerinnen und die Kürzung der Gehälter der Doppelverdiener berichtet. Zu dem Gesetz hat nun die großrätliche Kommission Stellung genommen und u. a. folgende Aenderungen beschlossen:

a) Streichung der Bestimmung, welche die Besoldungen der Lehrerinnen reduzieren wollte. Es wurde als unbillig bezeichnet, aus der erst vor einem Jahre reviderierten Besoldungsordnung eine gewisse Gruppe gesondert herauszunehmen, dazu noch eine, die sich nicht mit dem Stimmzettel wehren kann. Eine neue Einschätzung der Arbeit der Frau im Verhältnis zu der des Mannes, um die es bei dieser Besoldungsherabsetzung geht, dürfe nicht so unter der Hand in ein Sanierungsgesetz eingeschmuggelt werden.

b) In bezug auf das Doppelverdienertum, in dem Sinne gemeint, daß den verheirateten Lehrerinnen (sowie allen in der Staatsverwaltung und den Staatsbetrieben beschäftigten verheirateten Frauen) keine Alterszulagen mehr ausgerichtet werden sollten, wünschte die Kommission eine Formulierung, die grundsätzlich das Doppelverdienertum bekämpft, aber die Möglichkeit offen läßt, die einzelnen Fälle einer Prüfung zu unterziehen und sozial begründete Doppelverdienerverhältnisse bestehen zu lassen. Sie wies den betr. Artikel an die Regierung zurück.

Damit ist in beiden Fällen eine Entscheidung getroffen worden, der für die Bewertung der Frauenarbeit und für das Doppelverdienertum prinzipielle Bedeutung zukommt. L. v. A.

Neue Ungerechtigkeiten in Genf.

Einsparungsprojekte beschäftigen allenthalben unsere Regierungen. Und keine aufrechte Schweizerin wird dagegen sein, wenn versucht wird, das Gleichgewicht in den Budgets der Regierungen durch Sparmaßnahmen herzustellen. Wir müssen Einsparungen erzielen und wir sollen alle unsere Opfer bringen.

Was aber hat die Regierung von Genf vorgeschlagen? Zwei Millionen sollen eingespart werden und zwar schlägt man vor:

1. Allgemeine Herabsetzung der Gehälter aller weiblichen Angestellten. Das bedeutet, daß rund 600 Frauen eine Lohneinbuße von 560,000 Fr. ertragen sollen (dies im Gegensatz zu der seit 15 Jahren bestehenden gleichen Salarierung bei gleicher Leistung für beide Geschlechter).
2. Eine Herabsetzung der Gehälter der männlichen Angestellten um 10 Prozent unter Berücksichtigung der familiären Verpflichtungen (und warum nicht diese Berücksichtigung auch bei den Frauen?, warum überhaupt nicht auch ihnen die 10 Prozent zumuten, statt so ungeheuer viel mehr?).
3. 100,000 Fr. sollen eingespart werden an Abstrichen von Einkommen, die 8000 Fr. übersteigen von Doppelverdienern, also bei Ehepaaren, die in der öffentlichen Verwaltung arbeiten.

Dazu bemerkt „mouvement féministe": „Die Bestürzung ist groß, begreiflicherweise. Klar sieht man, wie alle die sich an der Macht sehen, seien sie Sozialisten, Radikale oder Konservative, sich einig sind, den Frauen immer die größten wirtschaftlichen Lasten aufzubürden, weil sie nicht Wähler, nicht zu fürchten sind. Und wie kann hier eine sozialistische Regierung noch vorgeben, Verteidiger der Schwachen zu sein, wenn sie die Frauen, die sich nicht verteidigen, dermaßen angreifen?

Vor Jahren, als noch ungleiche Entlöhnung für Mann und Frau galt, da war der Gehalt einer Frau bei gleicher Leistung um 350 Fr. niedriger; jetzt soll er bis zu 1200 Fr. niedriger werden, als der des Mannes." (Das betrifft wohl Lehrerinnengehälter. Red.)

— Ja, ja! Kürzlich hat ein Pfarrherr an einer Berufsschule vor erwachsenen gebildeten Mädchen erklärt, die Männer würden ihre Ritterlichkeit verlieren, falls das Frauenstimmrecht eingeführt würde. Wir sehen nun also, die Ritterlichkeit kann auch ohne Frauenstimmrecht verloren gehen....

Im Spiegel des Alltags.

Bisher haben uns immer wieder einmal Frauen aus ihrer Tagesarbeit erzählt, wie sie sich gestaltet für die Frau, die heutzutage als Hausfrau oder Berufstätige im Leben steht. In dieser und den folgenden Nummern geben wir einer nunmehr fast Achtzigjährigen das Wort. Sie hat in ihrem hohen Alter einmal zur Feder gegriffen, rückblickend in ihren Spiegel des Alltags geschaut und weiß uns jetzt einiges aus arbeitsreichen Tagen in vergangenen Jahren zu erzählen. So, wie sie es niederschrieb in ihrer einfachen Art, so wollen wir es berichten. Frau M. R. erzählt:

Die kleine Marie, die immer springen mußte.

Ich war 4 Jahre alt, als ich einen kleinen Bruder erhielt. Ich hatte große Freude an dem netten Bübli, aber im nächsten Jahr kam schon ein zweiter Bubi und im folgenden Jahr der dritte und noch ein Jahr später der vierte Bubi, aber da war meine Freude nicht mehr so groß, denn das gab schon sehr viel Arbeit, auch hätte ich lieber einmal eine Schwester gehabt. Da schickte mich meine Mutter zu meiner Gotte, um ihr diese Neuigkeit mitzuteilen. Ich ging zwar nicht so freudig. Meine Gotte fragte grad: „Marieli, was machst du denn heute für ein Gesicht?" Ich sagte ihr dann auch: „Denk dir, Gotte, jetzt haben wir schon wieder so einen Bub." Dann hat sie aber so hell aufgelacht, daß ich nicht recht wußte, warum. Ich sagte, wenn es nur eine Schwester wäre. Da trösteten sie mich, das nächstemal käme dann eine Schwester, und wie gesagt, so kam es. Ich war gerade 10 Jahre alt, da kam die versprochene Schwester, also in Sechs Jahren fünf Kinder. Da war die Sache für mich schon sehr ernst, ich mußte schon sehr viel arbeiten und die Kleinen herumschleppen. Wenn sie mir auf den Armen zu schwer wurden, nahm ich sie unter den Arm. Ich mußte der Mutter auch alles in den Läden holen und immer sagte sie: „Marie, spring auch!" Man hatte damals noch kein Wasser in der Küche, ich mußte alles Wasser am Brunnen holen und zuerst noch heraufziehen und zu Hause drei Treppen hinaufschleppen; das war sehr mühsam und doch ist man heute noch da.

Meine einzige Erholung war mir die Schule. Ich hatte große Freude am Lernen, aber ich war schon müde, wenn ich zur Schule kam, denn auch dahin mußte ich springen, da mir Mutter viel Arbeit aufgab, vor der Schule zu machen. Was das ärgste war, daß jedes Jahr noch eins dazu kam. Als wir 9 Kinder hatten, erhielt mein Vater eine Stelle in Zürich, wir waren bis dahin in Worms am Rhein. Nun hatten wir alle Freude, in die Schweiz zu kommen. Es war keine leichte Sache mit 9 Kindern zu reisen bei der kalten Jahreszeit, denn damals waren die Eisenbahnwagen noch nicht geheizt, es war sehr kalt. Wir hatten einige Kissen und Wolldecken bei uns für die Kinder zu decken, eins drückte sich aus andere. Die mitreisenden Leute haben sich lustig gemacht über unseren Betrieb, auch war es noch sehr böse für den Kondukteur; er mußte außerhalb dem Wagen auf einer Treppe von Fenster zu Fenster aufmachen, um die Billette zu verlangen. Wir gingen abends 7 Uhr mit dem Nachtzug fort und kamen um 11 Uhr andern Tags in Zürich an. Wir hatten drei Kleine, die nicht laufen konnten. Unsere lieben Bekannten haben uns abgeholt und mit drei Kinderwagen und heißen Bettflaschen darin. So kamen wir wohlbehalten in unserer neuen Wohnung an. Wir waren gerade am Mittagessen, als es ganz tüchtig schneite, da waren wir froh, an Ort und Stelle zu sein.

Nun kam ein neues Leben und unser Haushalt wurde immer größer. Ich habe fast aufgehört zu zählen, denn man wußte, daß jedes Jahr ein Kind kommt. So ging es weiter, bis 17 Stück beiderlei Geschlechtes da waren. Ich war 24 Jahre alt, als die letzte Schwester kam. Ich blieb zu Hause bis zu 30 Jahren. Ich hätte ja auch schon Frau sein können, aber meine Mutter sagte immer: „Marie, heirat nicht". Sie hat sich gedacht und gewußt, daß sie mich nicht entbehren konnte.

Mit 30 Jahren bin ich aber noch 10 Jahre in die Fremde und mit 41 Jahren habe ich noch geheiratet, und mit 42 Jahren erhielt ich noch meine Tochter und nun bin ich 79½ Jahre alt.

Bis hieher hat der liebe Gott geholfen. Ich hoffe, er hilft noch weiter.

Marie als Lehrtochter im Jahre 1870.

Noch etwas aus meiner Fremde, ich habe mir immer gewünscht, Schneiderin zu lernen. Mutter glaubte, ich soll in Zürich lernen, damit ich am Abend noch zu Hause arbeiten könne, aber Vater war anderer Ansicht, was besser war für mich, ganz von zu Hause fort. So kam ich nach Horgen in die Lehre für 1½ Jahre. Ich war 16 Jahre alt und hatte Freude am Beruf, aber leicht hatte ich es nicht, es war nicht gesorgt für die Lehrkinder wie jetzt. Ich mußte um 5 Uhr aufstehen, mich und mein Zimmer fertig machen. Um 6 Uhr mußte ich in der Wohnung sein, die Stube aufräumen, den Gang, die Treppe putzen, mit der Kupfergelte Wasser holen, dann die Meisterin wecken und den Kaffee machen. Das mußte alles schnell gehen, daran war ich ja schon gewöhnt. Dann gings zum Nähen, was ich sehr gerne tat, die Meisterin wunderte sich, daß ich schon so gut nähen konnte. Meine Mutter hatte mich schon gelehrt. Sie war selbst auch Schneiderin.

Nun verging die Zeit, ich kam nur alle paar Wochen nach Hause, damals gabs noch keine Eisenbahn am See und ich hatte kein Geld, mit dem Schiff zu fahren, somit mußte ich laufen. Wenn ich um 6 Uhr in Horgen fortging, kam ich gerade um 9 Uhr in Zürich an. Es war auch noch keine Quaibrücke. Ich mußte von Wollishofen zum Bleicherweg und Paradeplatz. Meine Füße hatten es dann gespürt, dafür ging ich aber mit dem Schiff wieder hinauf. Die Zeit ist schnell vergangen.

Wir hatten auch gute Kunden. Meine Meisterin hat sich oft gewundert, daß ich so schön Trinkgeld erhielt, ich war anständig und freundlich mit den Leuten. Vielleicht haben sie auch gesehen, daß ich es gut brauchen kann. Damals war die Mode anders wie jetzt, man hatte 6 bis 7 Ellen weite Röcke und stramm anschließende Taillen und alles garniert mit Saumband, Galong, Rüschen, Plissé etc., aber ich habe diese Garnituren sehr gerne gemacht. So verging die Zeit und ich kam ausgelernt nach Hause. Meine Mutter war froh, denn sie mußte so lang ich fort war eine Magd halten und die blieben ihr nicht lange bei den vielen Kindern. Nun konnte ich doch alle Kleider machen, auch für die Buben, bis sie aus der Schule kamen. So vergingen die Jahre, die Kinder wurden groß und auf einmal war ich 30 Jahre alt. Dann gings in die andere Fremde.

Maries weiterer Weg als Anstaltsgehilfin und als Ehefrau.

Da ich in meinem Beruf tüchtig war, kam ich in ein Institut. Da war ein großer Betrieb. Ich hatte die Wäsche und die Vorräte zu verwalten. Meine Frau Direktor kaufte alle Waren en gros ein und ich verkaufte die Waren an die Schüler und mußte Buch führen darüber. Es war eine verantwortungsvolle aber mir liebe Arbeit. Ich hatte zwei junge Helferinnen, denn es war ein Großbetrieb. Wir hatten oft über 200 Schüler, denen man alle Kleider und Wäsche besorgte und meine Frau Direktor war immer sehr lieb mit mir, was mir großen Mut machte. Aber nach einigen Jahren kam eine Verwandte, die dann mein Amt übernahm.

Nun bekam ich einen Ruf nach Schaffhausen in eine neue Anstalt, wo ich mit dem Direktor alle Einrichtungen und Einkäufe für die Anstalt machte, ebenfalls sehr verantwortlich, aber auch schön; ich hatte große Freude daran, alles neu und schön. Als Herr Direktor mich überall in den Geschäften vorgestellt hatte, ging er mit seiner Braut auf die Hochzeitsreise und mir war alles überlassen. In 7 Wochen wollte man die Anstalt eröffnen, da mußte die Aussteuer fertig sein. Ich konnte Leute anstellen so viel ich brauchte, vier Näherinnen mit ihren Maschinen, einen Mann, der die Untermatratzen machte, zwei Bettmacherinnen für die Obermatratzen. Das ging ganz fabrikmäßig und ich hatte viel Freude an dieser großen Arbeit. Es war wunderschön, als alles fertig war. Dann kamen die Möbel. Ich hatte 7 Wochen allein in der Anstalt geschlafen.

Als alles fertig war, kamen die Kranken mit dem Wartpersonal; es war nämlich eine Krankenheilanstalt für Geistes-kranke und die ruhigen Frauen erhielt ich in mein Bereich zum Anlernen ins Waschhaus und zum Glätten. Das war für mich eine neue Aufgabe, aber ich habe sie begonnen mit Gottes Hilfe. Ich habe jeden Tag mit Gebet begonnen und es ging ganz gut. Ich habe mir vorgenommen, die armen Leute mit Liebe zu behandeln und sie haben es gefühlt und wurden sehr zutraulich zu mir. Auf dem gleichen Boden war der Betsaal, wo wir am Sonntag Kirche hatten; auch hatte man da manche schöne Stunden. Ich könnte viel darüber schreiben. Wir hatten auch oft schöne Erfolge von Kranken, die man wieder heimlassen konnte. Ich hatte junge Mädchen, die ich im Wäscheberuf gut ausgebildet hatte, die dann wieder Stellen versehen konnten: Ich freue mich heute noch, daran denken zu dürfen, daß ich meine mir anvertrauten Kranken mit Liebe und Sorgfalt behandelt habe. —

Nun kam wieder eine andere Zeit. Ich lernte meinen Mann kennen und kam dann wieder nach Zürich zurück, wo wir Hochzeit hatten. Nun wieder kam eine neue Schule, denn mein Mann war Schneidermeister, was mir gut paßte. So konnte ich ihm neben dem Haushalt noch tüchtig helfen, bis meine kleine Tochter kam. Auch hatten wir eine große Wohnung, wo ich noch Zimmer vermietete. So haben wir 25 Jahre glücklich gelebt. Dann packte Krankheit meinen Mann und nach einer schweren Operation ist er gestorben, und nun stehe ich in meinen alten Tagen mit meiner Tochter allein da. Diesen Sommer war ich sehr krank, hatte Magen- und Darmkatarrh und wurde so schwach, daß mir das Ende sehr nahe stand und wie ein großes Gotteswunder kam es auf einmal wieder besser.

Ich hatte schon oft im Sinn, einmal meine Lebenserfahrungen niederzuschreiben, aber immer unterblieb es; nun hat man mich dazu ermuntert und so kam es auch dazu.

Was sagt die Leserin?

Aus der Reihe der Zuschriften zur Aussprache über die Frage Frau oder Fräulein? bringen wir heute die gegenteilige Ansicht einer Einsenderin aus dem Kanton Schaffhausen:

Es steht die Frage zur Behandlung, ob nicht endgültig aufzuräumen wäre mit der Bezeichnung „Fräulein", im Gegentausch zu dem viel bequemeren Ausdruck „Frau". Es ist einige Zeit her, da gab es in unserm Kanton eine ziemlich lebhafte Zeitungserörterung über die gradweise Abstufung: Töchterchor, Frauenchor, Damenchor. Warum, so hieß es, braucht die Frau dreierlei Benennungen, wo der Mann mit einer auskommt? Nachfolgendes Resultat: Die Töchter wollten Töchter bleiben — die Frauen, Frauen — die Damen, Damen. Vom Tragischen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt. Es liegt mir zwar ferne, diese Dinge als eine Verschärfung der soziologen Tragödie der Frau hinzustellen. Ich möchte nur andeuten, daß, vor die Alternative gestellt, das Fräulein wahrscheinlich Fräulein bleiben wollte. Wir haben es also hier mit keiner Frage zu tun, die brennend nach einer Lösung ruft. Es scheint, daß wir gegenwärtig, ganz unterbewußt, von Gleichschaltungstendenzen beeinflußt sind. Da die Zweiteilung in allen europäischen Sprachen heimisch ist, stellt sie vorläufig noch einen festgeprägten Begriff dar, denn der Werber um das Weib sucht eben das Fräulein und nicht die Frau, daher war und ist ihm das, bei seiner Wahl, bis heute Erleichterung geblieben. Der Mann ist der werbende Teil und nicht die Frau. Der Zweiteilung liegt somit eine Eigengesetzlichkeit zugrunde und nicht bloß ein Stück Romantik.

Jedes Milieu verschafft sich dann und wann, erlaubt oder unerlaubt, seine Privatgesetzlein. Ich kenne zwei geschiedene Frauen, die wieder zum Fräulein zurückgekehrt sind. Die Verhältnisse zwangen sie, so zu gehen. Sie begründen ihren „Rückschritt" mit der Tatsache, daß ein Fräulein leichter zu einer Stelle komme, als eine geschiedene Frau. Die Umgebung, die zu Ungereimtheiten sonst gerne den Zeigfinger hebt, verstand das stillschweigend und heute weiß kaum noch jemand, daß die beiden Fräulein in Wirklichkeit Frauen sind. Man sieht: Was dem einen zu Leid wird, wird dem andern zu Lust. Ganz besonders eingespannt in den Zeigfingerkreis einer fehlerfreien Umgebung scheint mir die außereheliche Mutter zu sein. Sie hat ihren ledigen Stand durchbrochen, hat sich in geschlechtlichem Sinne zur Frau gemacht; es gehörte mithin zum Mutter- und auch Kindesschutz, daß sie vor einer anprangernden Oeffentlichkeit als Frau angesprochen würde.

Gesellschaftsformen unterliegen gerne einer Modeströmung. Früher hatten wir die Jungfrau, aus der man eine Jungfer machte, woraus dann in spöttischer Verunglimpfung die „alte Jungfer" entstand. Die ledigen

---

quellen zum Verstand des chaotischen Lebens benutzt, das uns umgibt. Menschen und Dinge, politische und soziale Wandlungen, Schicksale der Zeit und persönliche Anfechtungen werden in dieses Licht gestellt und empfangen von dort ihr Urteil." — Es sei noch hervorgehoben, daß Ricarda Huch die beiden Bücher, in denen sie ihr Bekenntnis zu Christus und zur Bibel niedergelegt hat, schon 1916 und 1919 schrieb, daß sie also den Weg aus dem Chaos fand und wies in einem Zeitpunkt, wo die geistige Krise der Gegenwart erst anfing in weitere Kreise des europäischen Bewußtseins hereinzubrechen.

Elsi Hagnauer.

Bücher.

Lily Hohenstein: Ilse Bandeloh, Der Weg einer Frau.

Rainer Wunderlich-Verlag, Thübingen.

„... denn sie war eine Bandeloh". Das ist das Leitmotiv, das durch diesen starken Frauenroman klingt. Drei Generationen erstehen vor uns. „Von irgendwoher" kamen die „Imhof", verbanden ihren etwas anrüchigen Namen und ihre unsichere Existenz mit dem jahrhundertealten, gediegenen Geschlecht der Bandeloh, und brachten in dessen ruhigen Fluß unruhige Wellen. „Die Geschichte eines Namens" könnte der Untertitel auch heißen, aber eigentlich sind die Frauen die Träger des Schicksals. Ihnen liegt das Sehnen im Blut, „da wo ich nicht bin, da ist das Glück." Vier Frauengestalten beherrschen den Roman. Die erste, nur mehr geltreit, erklärt den Einschlag fremden Blutes in der Familie der Bandeloh; die letzte, Joe, das Kind, die „echte Bandeloh", ist der kräftig grünende Zweig am neu erstarkten Stamm. Dazwischen, die Hauptträgerinnen des Namens, tragen auch das Hauptgewicht des weit ausgebauten Romanes. Der Parallelismus ihrer Schicksale ist klar herausgearbeitet: beide sind einsam, beide vom wortkargen Wesen ihres Gatten zermürbt, — es war ihnen nicht gegeben, Worte zu machen — verlassen das stille Herrenhaus, beide fliehen. Aber während die Frau der früheren Generation dem Rufe einer seltsamen Jugendliebe folgt und am Leben zugrunde geht, wandert die Tochter bewußt ins Blaue hinaus, dem Befehle ihrer erwachten Stimme und einer, kaum mit den feinsten Fasern ihres Herzens erlauschten Liebe folgend. Sie hält dem Schicksal stand, das sie auf seltsame und bittere Weise anfaßt, und kehrt aufrecht, unversehrt, gewandelt zurück. „Alle Lust und alles Glück, Ilse Bandeloh hatte es von je doch nur von sich selber empfangen. Ihr hatte noch nie in einem andern Menschen leben dürfen." Ihre fast verklärte Liebe zu einem Künstler hat den Bann gebrochen und hat sie stark gemacht für das Leben an der Seite ihres Gatten, dessen Leben immer zu neun Zehnteln Arbeit ist, und dem „die Worte nicht gegeben waren."

Die Dichterin, deren Buch vom Verlag Wunderlich in Thübingen vornehm ausgestattet worden ist, gehört zu den wenig gehörten Namen. Ihr erstes Buch, „Das Kind und die Wundmahle", ist preisgekrönt. Ihre „Ilse Bandeloh" gehört zu den hochstehenden Frauenromanen. Eine gewandte Feder verbindet sich mit großer Feinheit der Beobachtung. Das biedermeierliche Milieu des Thomas Bandeloh, der, ältlicher Junggeselle, vom Ruhm seines Ahnherrn — er war Minister! — besonnt, zwischen alten Schächelchen und einer Empirezuhr sein stilles Leben lebt, der Reiz des alten Herrenhauses, eine kurze, aber bedeutungsvolle Szene im Wald mit einer gehetzten Rehtitze, hinterlassen bleibenden Eindruck. Ein reiches und vielfaches Geschehen entwickelt sich klar und folgerichtig. Einfach und ruhig hebt die Linie an, steigt im sicheren Schwung bis zum Moment, wo sie sich umbiegt und in tragischem Geschehen, sich vielfach verästelt und verwirrt, um zuletzt wieder in den klaren Fluß zurückzukommen. Der etwas gehackte, eilige Stil, der an modernen Wendungen und Ausdrücken nicht spart, will nicht immer zu der epischen Breite passen, es liegt manchmal ein Widerspruch zwischen Inhalt und Stil. Ersterer hält vielmehr als der letztere verspricht.

Ilse Bandeloh ist ein Frauenbuch, fesselnd und reizvoll, das gelesen zu werden verdient. M. P.-A.

Gulbransson: „Es war einmal".

Ich kann es nicht für mich behalten, daß ich in einer Buchauslage Gulbransson „Es war einmal" entdeckte. Gulbransson schreibt seine Lebensgeschichte. Sie kennen alle Gulbransson aus dem Simplizissimus. Es ist nichts Literarisches und gar keine Aufmachung dabei. Es wird gelagt und gezeichnet was war und wie es war. Deine Freundin wird finden: es sei voller Novellen und verkappter Liebesgeschichten. Deine Kinder werden sagen: es sei voller Lausbubengeschichten. Dein Freund, der Maler, wird nordische Landschaft rauschen hören. Es ist voll von Federstrichen und Situationen. In großartiger künstlerischer Beschränkung eingedämmt. Es kostet Fr. 6.—. E. K.

Betty Knobel: Bis das Christkind kam ... und andere Erzählungen.

Gotthelf-Verlag, Bern.

Das kleine Erstlingswerk der jungen Glarnerin — als Berufsberaterin und Fachlehrerin steht sie in engem Kontakt mit ihrer Heimatbevölkerung — bringt uns sieben kurze Erzählungen. Der klare, schlichte Stil, dies Sagen von den alltäglichen Dingen, die Wichtigstes enthalten, erinnert an Anna Schiders Art. Wir wünschen es in viele Hände, denn es kann an viele Herzen rühren.

Töchter aus dem niedern Adel nannten sich Fräulein; darum trägt die Bezeichnung „altes Fräulein", im Unterschied zur „alten Jungfer", noch immer den feudalen Zug.

Die Einsenderin in Nr. 50 meint, der Ausdruck „Fräulein", hätte nur Berechtigung für das Alter, in dem der Mann als Jüngling bezeichnet werde. Zugegeben, wo die Verkleinerungssilbe als „jung" ausgedeutet wird; sofern sie aber den ledigen Stand dartut, ist sie selbst im hundertsten Altersjahr keine Absurdität. Auch der unverheiratete Mann bleibt in jeder Lebensepoche ein Junggeselle. (Aber niemand redet ihn mit „Junggeselle" an. Red.)

„Man ist so alt, als man sich fühlt", meint das Sprichwort. Das hat sich die Amerikanerin gemerkt. In einer Plauderei über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten läßt Jakob Wassermann sogar die Matrone entzückt ausrufen: „O, wir sind ja noch so schrecklich jung!" Die Amerikanerin ist ein Frauentyp für sich. Wir können sie nicht mit uns in Vergleich bringen, da ihr Land andere nationale Voraussetzungen hat, als das unsrige. Wir haben durch die Redaktion vernommen, daß die amerikanische Arbeitsministerin sich „Miß" nennen läßt, obschon sie zirka 20 Jahre verheiratet ist. Es lassen sich noch andere solcher Frauen aufführen. Vielleicht erinnert man sich an die Ozeanfliegerinnen Greyson und Elder, von denen die eine ums Leben kam, während die andere durch einen märchenhaften Zufall gerettet wurde. Beide waren verheiratet, gefielen sich aber, unter Beibehaltung ihres Mädchennamens, besser als Fräulein; wahrscheinlich fanden auch sie, ihr Privatleben ginge die Oeffentlichkeit nichts an. Bei unserm peinlich geordneten Zivilstandswesen würde dieses Pseudo-Versteckspiel von dem einen in den andern Stand nicht so ohne weiteres angehen. Da müßte schon von oben herab ganz allgemein gleichgeschaltet werden. Aber die deutsche Sprache ist ja so biegsam. Warum sagen wir denn nicht „Herrin"? Das würde sich auf Briefumschlägen mindestens so gut ausnehmen wie „Herrn". Beispiele: Herrin Maria C; Herrin Dr. Agnes J.; Herrin Redaktor Jolanda B. — Briefanrede: Geehrte Herrin! Liebe Herrin! Meine Herrin! Oder wie der Franzose ganz einfach: Herrin! Der Einführung stünde sicherlich nichts im Wege, weil das Wort den zivilen Stand nicht berührt, sondern eine reine Modeschöpfung wäre. Gewiß ist es uns allen schon vorgekommen, daß wir an Frauen außerhalb unseres Bekanntenkreises zu schreiben hatten, bei denen uns Adressierung und Anrede „Frau? Fräulein?" tatsächlich in Verlegenheit setzte. Bei der Herrin ist das ausgeschlossen, und so wäre dieser Weg, wenigstens für die Korrespondenz, zu empfehlen. Wollen die Leserinnen des Frauenblattes nicht den Anfang machen?

Zum Schlusse möchte ich noch sagen: „Ich freue mich meines ledigen Standes, besonders in dieser sorgenschweren Zeit. Wo immer aber zum Bekenntnis „Fräulein" Mut gehört, will ich ihn auch haben. M. B.

Heutiges Deutschland.

I.

Der Arbeitsdienst und die jungen Mädchen.

Wir geben im folgenden den Schilderungen einer Teilnehmerin L. D. am Internationalen Kongreß für Hauswirtschaftlichen Unterricht (Berlin 1934) Raum, wie wir sie in freier Uebersetzung der Zeitschrift „Enseignement ménager", Fribourg, entnehmen.

Die Idee, die im jetzigen Moment die ganze Schulorganisation Deutschlands beherrscht, ist folgende: die Jugend dazu vorbereiten, entschlossen zu sein, alle geforderten Opfer zu bringen, um die Größe des deutschen Volkes zu verwirklichen. Seinem Vaterlande mit seinem ganzen Wesen dienen, mit einer vollständigen Selbstverleugnung zugunsten der Gemeinschaft, dies ist das Ideal, das ihr vorgeschrieben wird.

„Die Arbeit für dein Volk sei dein Adel."

Tatsächlich, nach der nationalsozialistischen Auffassung von Welt und Leben, ist der Einzelne da für die Gemeinschaft, die das Recht hat, alles von ihm zu verlangen. Das Wohl aller hat unbedingt vor dem Wohl des Einzelnen zu stehen; die Interessen und das Heil der Gemeinschaft gehen allem vor. Diese Theorien dürfen nicht einfache Worte bleiben: es muß darnach gelebt werden; es muß also jedem Individuum mit den für es passenden Mitteln beigebracht werden, daß es sich Rechenschaft gebe über die Unterordnung, die ihn an das Ganze bindet, dessen Teil er ist.

Denken und handeln „unter dem Zeichen der Kollektivität", das ist die formelle Einschärfung, die strengste Forderung, wie sie gestellt ist vom Nationalsozialismus, der erwartet, daß der Mensch für die Gemeinschaft, genannt „Volk" arbeitet, wie die Ameise für den Ameisenhaufen oder die Termite für den Termitenstaat. Damit sind wir gar weit entfernt von der Atmosphäre, in der es heißt: „Du sollst deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen deinen Kräften und deinen Nächsten wie dich selbst".

Nach den Auslagen von Frau Gertrud Scholtz-Klink, die von der Regierung an die Spitze mehrerer sehr wichtiger Frauenorganisationen gestellt wurde, ist es die Einrichtung des Arbeitsdienstes, die am besten dazu angetan ist, in der Frau die Qualitäten zu entwickeln, die die gegenwärtigen Umstände von ihr fordern. Im Arbeitsdienst wird sie Kontakt bekommen mit den Schwierigkeiten, die das Leben der anderen Frauen beschweren und es ihr unmöglich machen, sich dem Dienste des Landes zu widmen. Dort wird sie auch lernen, wie man ihnen ernstlich helfen kann.

Der Arbeitsdienst hat drei verschiedene Formen. Er kann erstens in der Stadt ausgeübt werden. Die jungen Mädchen, unter Leitung einer Führerin, die eine fähige Trainerin sein muß, wohnen zusammen und lernen dort auf praktische Art alle Arbeiten zu tun, die in einem Haushalt vorkommen. Man schickt sie zu bedürftigen Familien, um dort alle Arbeiten der Tag für Tag überlasteten Hausfrau zu verrichten. Sie haben auch in kinderreichen Familien die Kinder zu besorgen.

Der Arbeitsdienst wird auch auf dem Lande ausgeübt: dann kommen zu den Hausarbeiten noch alle landwirtschaftlichen Arbeiten, die eine Frau auszuführen hat. Die jungen Mädchen gehen dann zu den Bauern, die nahe bei ihrem Lagerplatz wohnen und lernen dort praktische landwirtschaftliche Arbeit.

Diese beiden Formen von Arbeitsdienst sind eine Vorbereitung für den Hilfsdienst, den sie den Siedlern leisten, den Familien, die sich auf dem Lande, in wenig bevölkerten Gegenden ansiedeln, um dort Land urbar zu machen. Auf diese Arbeitsform legt die Regierung besondere Wichtigkeit: sie sieht tatsächlich die Zukunft des Landes in den Händen der Bauern. Nun hat in gewissen Gegenden die Bauernfrau keine Mittel, eine fremde Hilfe anzunehmen und wird wie ein Lasttier von der Arbeitsbürde erdrückt. Oft hat sie 16 Stunden im Tag hart zu arbeiten. Dies alles muß natürlich ihre Gesundheit ruinieren und auch die ihrer Kinder, der Zukunft des Landes. Hier greift nun der freiwillige Arbeitsdienst ein: während sechs Stunden im Tag teilen ein oder mehrere junge Mädchen sich in die Arbeit der Bäuerin. Sie werden ihr im Haushalt helfen, im Stall, im Garten, auf dem Felde und so lernen sie sich gegenseitig kennen und achten. Außerdem schafft man so absichtlich, um ein gewolltes Ziel zu erreichen, die Annäherung zwischen den verschiedenen früher so scharf getrennten sozialen Schichten: die arbeitslose Fabrikarbeiterin, die ehemalige Studentin werden die Sorgen der Bäuerin teilen. Man wird auch die junge Bayerin ins Brandenburgische und die junge Preußin nach Norddeutschland senden.

Die Zusammensetzung einer solchen Gruppe des Arbeitsdienstes ist also keineswegs gleichartig: sie kann aus 35 bis 50 jungen Mädchen zwischen 17 und 25 Jahren bestehen, die arischer Abstammung sein müssen; nur 20 Prozent der festgesetzten dürfen Akademikerinnen sein. Nach einer ganz neuen Bestimmung wird keine Abiturientin zur Universität gelassen, bevor sie nicht ein Jahr Arbeitsdienst gemacht hat; sie soll sich an den rauhen, materiellen Wirklichkeiten des konkreten Lebens abhärten. Die Regierung stiftet den Dienstleistenden Essen und Behausung — wir konnten in Spandau bei Berlin die — übrigens von ihnen bejahte — Armseligkeit dieser Einrichtungen sehen. Die jungen Mädchen, die gegen Krankheit und Unfälle versichert sind, erhalten als ganzen Lohn zwanzig Pfennig Taschengeld im Tag. Man versieht sie mit Arbeitskleidern, die sie zurückgeben, wenn sie mit dem Dienst fertig sind. Neben den sechs Stunden Arbeit stehen auf ihrem Stundenplan noch Turnstunden und Stunden, die sie über ihre Aufgabe dem Vaterland gegenüber aufklären. Die Freizeit wird dazu verwendet, in ihnen die Liebe zur Volkskunst zu erwecken, sie müssen sich für alle Bekanntgabe nationaler Volkskunst und für alle örtlichen Gebräuche interessieren.

Die Minimaldauer des Arbeitsdienstes beträgt 13 Wochen, kann sich aber ausdehnen auf 26, 39 oder 52 Wochen, dann aber in verschiedenen Arbeitslagern. Bei ihrem Eintritt ins Lager muß die neu Angekommene ein feierliches Versprechen ablegen: sie verpflichtet sich, mit ihrer ganzen Kraft an der Aufrechterhaltung des nationalsozialistischen Staates mitzuhelfen, wo immer man sie hinsende, bedingungslos der Führerin zu gehorchen, eine gute Kameradin zu sein ihren Mit-Dienstleistenden, sich immer und überall der Ehre würdig zu zeigen, im Arbeitsdienst zu sein. Es wäre ein Mangel an einfachstem Geschicklichkeitsgefühl, die Unsumme an Hingabe und Selbstverleugnung in diesen Lagern zu verkennen. Aber man fühlt sich wie an der Gurgel gepackt im Gedanken, daß alle diese spontane Großzügigkeit, diese uneigennützige Beschwingtheit für ein Ideal eingesetzt werden könnte, das des Menschen würdig wäre, das ihn froh machen würde, statt ihn zu knechten. —

Der Sinn dieser Bewegung ist schwer zu rechtfertigen vor der Vernunft und der Wissenschaft. Er erklärt sich eher durch psychologische Motive: während 14 Jahren hat Deutschland unsäglich in seinem Nationalstolz gelitten; im Moments der drohenden Verzweiflung erschien der Führer. Und nun kamen alle zurückgedämmten und verworrenen Hoffnungen in Fluß. In wildem Strome vereinten sie sich, unbedingt nach Zielsetzung suchend. Hitler hat die magische Formel für das Ziel ausgesprochen: Die Größe des Landes.

Könnten doch diese exzeßlichen Versuche Vorbote sein für wirkliche Besserung, damit der so schwergeprüften Welt die für das Gedeihen eines jeden Landes so notwendige Ruhe und Sicherheit wieder erstünde. —

Die Frau und der weibliche Arzt.

Eine psychologische Untersuchung auf Grund einer Umfrage von Dr. phil. Mathilde Kelchner. (Verlag Ab. Klein, Leipzig.)

Die Verfasserin begründet im ersten Teil ihrer Broschüre aus psychologischen und gefühlsmäßigen Ueberlegungen die Existenzberechtigung der Frau als Aerztin. Der Frau die Tore vor dem Medizinstudium zu schließen, nachdem sie ihre Eignung als Krankenschwester und Hebamme im Laufe von Jahrhunderten, ihre Eignung als Aerztin im Laufe von sechs Jahrzehnten bewiesen hat, hält sie für ungerecht. Die wenigen deutschen Aerztinnen, die als Pionierinnen in der Schweiz studierten, erfreuten sich in Deutschland großer Beliebtheit und großen Vertrauens. Es ist ohne weiteres klar, daß eine Frau einer Frau gegenüber ihr Schamgefühl, wie auch andere Hemmungen leichter überwindet. Eine im Jahre 1893 vom „Allg. deutschen Frauenverein" durch den Abgeordneten Dr. Baumbach dem Reichstag überreichte Petition um Zulassung der Frau zum Medizinstudium, war von mehr als 55,000 Personen unterzeichnet; davon waren ein Drittel Männer. Unter den Männern befanden sich 147 Unterschriften von Aerzten. Die Aerzte betonten ganz besonders, daß zahlreiche Frauen deshalb unheilbar würden, weil sie aus Schamgefühl zu spät den Arzt aufsuchen. Außerdem erinnert die Verfasserin daran, welche große Rolle die Aerztinnen während des Krieges spielten.

Im zweiten Teil der Broschüre begründet die Verfasserin ihre These durch das Resultat einer Umfrage bei 134 Frauen aus bürgerlichen Kreisen. 132 Frauen beantworteten die an sie gestellte Frage im für die Aerztin positiven Sinne. Aus dieser Umfrage ergibt sich, daß die Praxis der Aerztin sich vorwiegend aus Frauen und Kindern rekrutiert. Als Gründe führt sie an: 1. Die Frau entschließt sich viel schneller eine Aerztin um Rat zu befragen. 2. Als Kinderärztin ist sie sehr geschätzt und beliebt, weil sie viel schneller den Kontakt mit dem Kinde findet. Auch ist sie dem Kinde gegenüber viel geduldiger. Das Kind ist ja gewöhnt, in seinen Nöten von einer Frau betreut zu werden. 3. Die Mütter ziehen für ihre Töchter aus leicht begreiflichen Gründen die Aerztin vor. — Es ist der Verfasserin gelungen, den Beweis zu erbringen, daß die Tätigkeit der Aerztin einem Bedürfnis entspricht.

E. F.

Nachschrift der Redaktion: Eine Umfrage bei nur 134 Frauen ist ja statistisch nicht sehr belangreich. Ihre Resultate spiegeln aber, des sind wir gewiß, die Meinung von Tausenden. Bei uns ist die Tätigkeit der Aerztin neben der des Arztes dem Volksempfinden selbstverständlich. Wir brauchen die Aerztin. — Was sagen wohl die deutschen Frauen dazu, wenn die offizielle deutsche Aerzte-Zeitung sich zu schreiben erlaubt:

„Ein weiblicher Arzt ist ein doppelgeschlechtliches Wesen, das der natürliche und gesunde Volksinstinkt ablehnen muß." ??

Fürsorgedienst für Ausgewanderte.

Schon wieder eine neue Organisation? Diesmal nicht. Es handelt sich ganz einfach um die Schweizerische Zweigstelle der Internationalen Ein- und Auswandererhilfe in Genf, die anläßlich ihrer letzten Generalversammlung im Rathaus Bern einen neuen Namen bekommen hat. Ihr Aufgabengebiet bleibt unverändert und umfaßt nach wie vor die Betreuung und Beratung von fürsorgebedürftigen Schweizern und ihren Familien im Ausland und Ausländern in der Schweiz.

Neben die Fürsorge für Auslandschweizer, die das Sekretariat am meisten beschäftigt, ist im letzten Berichtsjahr die Aufgabe der Beratung deutscher Flüchtlinge getreten, die in der vergeblichen Hoffnung nach der Schweiz kamen, sich hier eine neue Existenz gründen zu können. — Diese Fälle sind die allerschwierigsten, da ihre befriedigende Lösung meistens nicht von der Hilfsstelle allein abhängt, sondern auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. In der Schweiz können die Flüchtlinge nur in Ausnahmefällen bleiben — das Ausland verweigert ihre Zuwanderung oder zum mindesten die Arbeitserlaubnis. Es sind Kinder da, oftmals schwangere Frauen, Männer die oft durch ihre Erlebnisse im Konzentrationslager fast um den Verstand gekommen sind. Sie haben keinen rechtlichen Anspruch auf Unterstützung, und die privaten Hilfsquellen sind teilweise schon versiegt. Da ist es schwer, einen Ausweg zu finden. Glücklicherweise verfügt der Fürsorgedienst für Ausgewanderte über einen Stab von Vertrauensleuten im In- und Ausland, die auch in diesen Fällen ihre Hilfe nicht versagen.

Nötiger denn je ist es, daß Behörden und private Organisationen zusammenarbeiten und gemeinsam nach Lösungen suchen, um bei der Fürsorge für Schweizer im Ausland Härten und bitterste Not in einzelnen Fällen zu vermeiden oder wenigstens zu mildern. Die Konsulate und Hilfsvereine im Ausland allein können den sich immer verschärfenden Problemen nicht mehr Herr werden. Da leisten die privaten Organisationen mit ihren geschulten Fürsorgeorganen und ihren weitverzweigten Auslandsverbindungen wichtige, ergänzende Dienste. — Die Adresse der Geschäftsleitung des Fürsorgedienstes für Ausgewanderte ist Genf, route de Malagnou, 58.

Vom Wirken unserer Vereine.

Der Schweiz. Frauenturnverband

hat anfang Dezember seine Abgeordnetenversammlung unter dem Vorsitz von Präsident Vögeli abgehalten. Aus dem Bericht in „Frauen-Turnen" entnehmen wir, daß dem Verband 26 neue Sektionen beigetreten sind, so daß jetzt 600 Sektionen mit

29,386 Mitgliedern

dem Verband angehören. Ohne hier auf Mitteilungen geschäftlicher Art einzugehen, berichten wir doch gerne, daß die bekannte Turnlehrerin Susanne Arbenz, Ehrenmitglied des Vereins, besonderer Ehrungen nach 25jähriger Vereinsarbeit teilhaftig wurde und daß als neues Ehrenmitglied Marie Willmann, Lehrerin in Kriens, ernannt wurde um ihrer großen Verdienste im Zentralvorstand, wie auch speziell um das Frauenturnen in der Innerschweiz.

Ob und in welcher Art sich der Frauenturnverband an eidgenössischen Turnfesten beteiligen soll, wurde besprochen und da lesen wir, was wir nun doch nicht zu wörtlich nehmen wollen: „Die Schweizerfrau gehört nicht wie der Mann an die Feste. Sie will nicht lärmende Arbeit, sondern Aufbauarbeit und Belehrung." (Von der Red. gesperrt.) Wir glauben doch, daß es auch dem senkrechten Schweizer Turner nicht um „lärmende Arbeit" geht.

Schweizerische Delegiertenversammlung des Töchterbundes vom Blauen Kreuz.

In Basel tagte vor kurzem die Schweizerische Delegiertenversammlung des Töchterbundes vom Blauen Kreuz. Anstelle der zurücktretenden Präsidentin wurde gewählt Julia Jakob, Lehrerin, und zu ihrer Entlastung die Anstellung einer schweizerischen Jugendsekretärin für den Töchterbund beschlossen mit Sitz in Zürich. Für die Mädchengruppen des Töchterbundes (12—15Jährige) wurden Richtlinien und Leitsätze für die praktische Arbeit aufgestellt. Als offizielles Abzeichen wird das blaue Band bestimmt. Ein sehr interessanter Vortrag von Pfr. Dr. A. Koechlin in Basel über „Christliche Jugend in der Wirrnis der Zeit" beschloß die Tagung.

Verlangen Sie das Frauenblatt am Bahnhofkiosk!

Verlangen Sie das Frauenblatt in der Konditorei und dem alkoholfreien Gasthaus!

Verlangen Sie das Frauenblatt in der Hotelhalle des Badekurortes!

Kleine Rundschau.

Sport.

Die französische Aviatik beklagt den Tod der jungen berühmten Fliegerin Helene Boucher, die, erst 22jährig, bei einem Uebungsflug abstürzte.

Ein schöner Umsatz.

Die Genossenschaft zur Förderung des Heimgewerbes im Zürcher Oberland hat im Jahre 1933 Gewebe in Leinen, Baumwolle, Seide, Filetarbeiten und Stickerei im Werte von 58,265 Franken verkauft und an 50 Arbeitskräfte Verlohn in der Höhe von 25,047 Fr. ausgerichtet.

Frauen im Finanzwesen.

Der erste weibliche Börsenmakler in Kopenhagen ist Frau Grethe Philipson, die als Makler an der Börse der dänischen Landeshauptstadt zugelassen worden ist.

Frauen im Richteramt.

Frau Ragnhild Gjellerup ist durch Königlichen Erlaß in ihrer Stellung als Richter am Stadtgericht bestätigt worden. Sie ist der erste fest angestellte weibliche Richter in Dänemark.

Frauen im Konsulardienste.

Die Regierung von Nicaragua hat zwei Frauen Aemter im Konsulardienste anvertraut. Frau Tefel de Arguello geht als Vice-Konsul nach Virginien und Frau Chileta Romero in gleicher Eigenschaft nach San Diego in Kalifornien.

220 Gemeinderätinnen in London.

Von den 430 Frauen, die bei den Gemeinderatswahlen in London kandidierten, sind 2220 gewählt worden, wie „Women's Freedons Leagne" berichtet.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

WASCHMASCHINEN

Lavalor

mit Trommel u. Heizung, die von den Frauen bevorzugte Marke der Wäschereimaschinen-Fabrik

Ad. Schultheß & Co Zürich

P381 Z

Das ganze Jahr geöffnet, zum Ausruhen vorzüglich geeignet ist das F 5

Ferienhaus Benzenrüti

ob Heiden, Kt. Appenzell (Tel. Heiden 112). Gute bürgerl. Verpflegung. Pensionspreis Fr. 6.-. Für die Zentralheizung kleiner Zuschlag im Winter. Prospekte durch die Leitung.

WARNUNG!

Zum Nutzen und Frommen meiner lieben Mitmenschen diene folgende Mitteilung: Von einem bösen Haarleiden heimgesucht, verlor ich dermassen alle Haare, daß der Haarboden spiegelglatt war. Es gibt kein Präparat, das ich nicht versuchte, jedoch keines brachte den geringsten Erfolg. Ich trug dann viele Jahre eine Perücke, was durch Tausende von Zeugen bestätigt werden kann. Heute besitze ich nun wieder ein schönes, volles und gesundes Haar, und dies verdanke ich einzig und allein dem **Spezial-Haarinstitut Thomalina, Kernstraße 42, Zürich A.** Alle Haarleidenden wollen sich gefl. nur an vorgenannte Firma wenden. Nur dort werden Sie Erfolg haben. **Frau Lydia Bähni, Kallern (Aarg.)**

P2

ORO

schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig

Flad & Burkhardt A.-G.

Zürich-Oerlikon

(Gegründet 1869)

P 243 Z

Erholungsheim „STOCKENWEID"

Gepflegtes, warmes Haus, I. Küche und Diätküche, Sonne, Skigelände, Winterkuren. Prospekte durch **Frau Dr. Lucci, Feld-Mellen.** P150Z

Oberägeri Kt. Zug, 800 m ü. M.

Erholungsheim im Lutisbach

Kleines, ruhiges Haus für Erholungsbedürftige und Feriengäste. Staubfreie, sonnige, aussichtsreiche Lage. Diätküche. Zentralheizung. Günstig für Winteraufenthalt. Preise von Fr. 7.50 an. Vier Mahlzeiten inbegriffen. 8707

Besitzerinnen: Schw. Hanna Kissling, Schw. Christine Nadig.

Flechten

jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra" Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus OF13010Z

Bücherfreunden empfiehlt sich **Wilh. Aug. Müller** Buchhandl. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel. P 7878 Q

Berücksichtigt beim Einkauf die Inserenten dieses Blattes